



Soll der Theatersaal am Schauspielhaus bestehen bleiben oder abgerissen werden? In Zürich ist eine Debatte über Erinnerungskultur entbrannt

Sein oder nicht sein

VIVIANNE BERG

Wenn ... – leicht könnte man dieses Wörtchen in der Medienmitteilung des Zürcher Stadtrates vom 6. Juli 2018 übersehen, wo Hochbauvorsteher André Odermatt zitiert wird: «Damals wie heute wünscht Zürich sich ein lebendiges und zeitgemässes Theater. Deshalb hat der Stadtrat beschlossen, das Pfauen-Gebäude aus dem Inventar der Denkmalpflege teilweise zu entlassen, wenn Gemeinderat und Stimmvolk der Modernisierung zustimmen.»

Unbestritten ist, dass das geschichts-trächtige Gebäude 40 Jahre nach der letzten Renovation technischer und baulicher Erneuerungen bedarf. Bemängelt werden die Platzverhältnisse und dass wegen der geringen Bühnentiefe keine Bühnenbilder gelagert werden können. Es gibt akustische Unzulänglichkeiten und höchst unterschiedliche Sichtmöglichkeiten für die Zuschauenden. Vier Renovationsvarianten hat der Stadtrat ausarbeiten lassen. Davon empfiehlt er die «Umfassende Erneuerung» für 115 Millionen Franken: Der Saal aus dem Jahr 1926 soll abgerissen werden, bestehen bleibt die Blockrandbebauung von Chiodera & Tschudy von 1888/90. Der Verwaltungsrat des Schauspielhauses rief die Initiative «Zukunft des Pfauentheaters: Für eine Diskussion ohne Denkverbote» ins Leben. Unterzeichnet haben prominente Theaterschaffende wie Sibylle Berg, Victor Giacobbo, Nikola Weisse und Laura de Weck. Was aber die Initiative behauptet, dass nämlich die Pfauenbühne für Aufführungen zeitgemässer Produktionen nicht mehr geeignet sei, trifft bei anderen Theaterschaffenden auf

lautstarken Widerspruch. Ihre Namen prangen auf der Initiative «Rettet den Pfauen!» (lanciert von Matthias Ackeret) oder beim Verein Pro-Pfauen, den Martin Dreyfus, Peter Exinger, Lea Gottheil, Johannes Ginsberg und Bruno Spoerri unterstützen. Widerstand leistet zudem der Heimatschutz. Er will den «Abbruch dieses historisch, baukünstlerisch und kulturell einzigartigen Theaterraums mit allen rechtlichen Mitteln bekämpfen». Diesem Kampf haben sich erfahrene Theatergrößen wie Katharina Thalbach, Matthias Habich, Burghart Klaussner und Stephan Müller angeschlossen. Bekräftigt wird das Anliegen des Heimatschutzes durch eine dritte Initiative, deren Motto lautet: «Die Pfauenbühne erhalten!». Sie geht von der ETH (Konstruktions-erbe und Denkmalpflege) aus.

An die Geschichte erinnern

Offen ist, wie die Debatte im Gemeinderat ausfallen wird. Das wird nicht nur deutlich, wenn die beiden Parteifraktionen der AL und SVP ihr Plädoyer für den Erhalt des Pfauensaals gleichermassen mit dessen historischer Bedeutung begründen.

Darum, einen geeigneten Weg zu suchen, um an die Bedeutung des Schauspielhauses in den Jahren vor, während und nach dem Zweiten Weltkrieg zu erinnern, hat Ronny Siev (GLP), gemeinsam mit Yasmine Bourgeois (FDP), den Stadtrat gebeten. «Diese aufwühlende Geschichte, genauso wie der Holocaust insgesamt und die Rolle der Schweiz, gerät immer mehr in Vergessenheit», begründen sie



ihr Postulat, das an derselben Gemeinderatssitzung behandelt werden soll wie die Gebäuderenovation.

Tatsächlich kreist die Pfauensaal-Debatte um die Frage, wie die Stadt an das Geschichts-trächtige dieses Theaters erinnern will. Über die zürcherische Erinnerungskultur wundert sich Ronny Siev: «Erstaunlicherweise wurde die Geschichte des Schauspielhauses erst 1996 mit Peter Exingers Dissertation an der Universität Wien über Ferdinand Rieser aufgearbeitet.» Rieser (1896–1946) erwarb mit seinem Bruder 1922 die Mehrheit der Anteilscheine der Genossenschaft des Schauspielhauses. Als Besitzer liess er das Gebäude auf eigene Kosten komplett umbauen. Und vergrössern. Er war Generaldirektor und leitete das Theater bis 1938. Mit Eigenproduktionen und Gastspielen bot es einen vielseitigen Spielplan, der von klassischen Dramen, politischen Zeit- und Tendenzstücken bis zu Boulevardkomödien reichte. Rieser engagierte zahlreiche Künstlerinnen und Künstler, die noch rechtzeitig aus Nazi-Deutschland emigriert waren, beispielsweise Therese Giehse, Kurt Hirschfeld, Kurt Horwitz, Karl Paryla, Leopold Lindtberg, Leonard Steckel und viele andere. Politisch bezog das Schauspielhaus mit Ur- und deutschsprachigen Erstaufführungen von Broch, Horváth, Else Lasker-Schüler und Friedrich Wolf Stellung gegen den Faschismus. Das widerstrebte manchen Teilen der Bevölkerung. Sie protestierten gegen das «Emigrantenunternehmen», sodass einige Aufführungen nur unter Polizeischutz stattfinden konnten. Übrigens erscheint demnächst in der Schriftenreihe des renommierten Leo Baeck Institute in London ein Sammelband über das Schauspielhaus und Kurt Hirschfeld.

Zumindest tragen heute im neuen Stadtteil Zürich-Oerlikon Strassen und Wege die Namen von Giehse, Hirschfeld, Lindtberg und des Verlegers Emil Oprecht, bemerkt der Politiker Ronny Siev. Trotzdem wundert er sich: «Nirgends im öffentlichen Raum wird an Rieser erinnert, obwohl er mit dem Ensemble die Basis für Zürichs international anerkannten und legendären Ruf als Theaterstadt

gelegt hat. Im Pfautheater, auf der einzigen freien deutschsprachigen Bühne, wurde mit der Kritik am Nationalsozialismus Aussergewöhnliches geleistet, während die Fröntler gewalttätig gegen das «Judentheater» protestierten. Damit richteten sie sich gegen Rieser und das Ensemble.» Noch dazu, schliesst Siev mit hörbarer Anerkennung, beanspruchte der Theatermann nicht einmal Subventionen. Rieser hatte seinen Familienbetrieb mit Likörproduktion und Weinhandel zugunsten des Theaters verkauft, und dieses rentierte. Ab 1938 wurde das Schauspielhaus unter seinem Nachfolger Oskar Wälterlin (1895–1961) zu einer der wichtigsten Uraufführungsbühnen für Werke emigrierter Autoren, darunter von Bertolt Brecht. Gegen Wälterlin gab es keine antisemitischen Anfechtungen mehr wie bei Rieser. Über Wälterlins «Emigrantentheater» schreibt die Germanistin Ursula Amrein, dass es nicht zuletzt deshalb besser akzeptiert worden sei, weil er das Theater mit der Idee von der geistigen Landesverteidigung verband. Er verschob den antifaschistischen Widerstandsgestus seines Vorgängers und vermittelte zwischen den Emigrierten und der Schweizerischen Kulturpolitik, sodass das Schauspielhaus ins kulturelle Leben Zürichs integriert wurde.

«Unersetzlicher Kulturraum»

Auf all jene Zeiten bezieht sich Eric Bergkraut, wenn er sich für den Saalerhalt ausspricht. Der Filmemacher erzählt von seiner Mutter, die als Teenagerin im Publikum sass und von Aufführungen mit Wolfgang Langhoff politisiert wurde. (Langhoff war ein Jahr im Konzentrationslager gefangen gewesen, und nachdem er freigekommen war, gelangte er illegal in die Schweiz. Er blieb bis 1945 am Schauspielhaus engagiert.) Nein, stellt Bergkraut klar, es seien keineswegs sentimentale Gründe, sondern sein Geschichtsbewusstsein, das ihn zur Fürsprache für den bisherigen Pfauensaal bewege. Dass modernes Theater am Pfauen gut möglich sei, kann er belegen: «Mein Sohn steht jetzt bei der experimentellen Aufführung «Frühlingserwachen» auf der Bühne. Und mit dem Schiffbau ist genügend Raum für experimentelles Theater



vorhanden. Abgesehen davon gilt für das Theater dasselbe wie im Leben: Einschränkungen machen erfinderisch.»

Je nach Standpunkt ist von «umfassender Renovation» oder «Totalabriss» die Rede. Journalistin Esther Girsberger kennt die Argumente und bringt Sympathien für beide Seiten auf. Anders der Schriftsteller Charles Lewinsky, der sich vehement an der Seite des Heimatschutzes für den Erhalt des «unersetzlichen Kulturraums» einsetzt.

Inwiefern mangelt es also jenen, die den Abriss befürworten, an Geschichtsbewusstseins? Der Historiker Georg Kreis hat bei «Zukunft des Pfauentheaters» unterzeichnet. Ebenso Karen Roth-Krauthammer, Präsidentin von Omanut, dem Verein zur Förderung jüdischer Kunst und Kultur in der Schweiz. Sie bezieht sich auf den Regisseur Leopold Lindtberg, der sich 1982 in einem Vortrag zu den 1930er- und 1940er-Jahren an die ungemein engagierten Menschen am Schauspielhaus erinnert. Den Pfauensaal als konkreten Ort habe er dabei nicht erwähnt, sagt Krauthammer. Sie ist überzeugt davon, dass für Erinnerung ein «lebendiges Theater» erforderlich sei, und folglich «ein Raum, in dem Theaterschaffende gut arbeiten können». Erinnerungsarbeit könne mit öffentlichen Ausstellungen am Heimplatz oder in der neuen, unterirdischen Kunsthauspassage geleistet werden.

Der Architekt Ron Epstein meint: «Ausgehend davon, dass man Ehrlichkeit in der Architektur erwartet, fordere ich, dass sich Äusseres und Inneres miteinander im Einklang befinden. Erst ein Neubau gibt dem Theater die notwendige technische Plattform, die aus der Kriegszeit erwachsene Tradition weiter zu kultivieren.» Epstein, der über die Synagogen in der Schweiz doktriert hat, gibt zu Bedenken, dass «Erinnerung nicht in den Wänden steckt». Niemand, der beim Schauspielhaus vorbeigeht, denke dabei an das Emigrantenensemble. Er weist auf die Debatte um die Bühle-Sammlung im neuen «Kulturpalast» des Kunsthauses hin. Sie habe gezeigt, dass nicht Architektur die Erinnerungsarbeit leiste, sondern dass dafür andere Mittel erforderlich seien.

Es ist nicht lange her, da hätte Michel

Rappaport alldem mehrheitlich zugestimmt. Nach Gesprächen mit Fachleuten und am Symposium des Bundes der Schweizer Architekten hat er eine differenziertere Meinung. Er versteht es als Farce, wenn der äussere Schein erhalten wird und drinnen mit dem Saal der Erinnerungsort und wesentliche Elemente zerstört werden. Spezifisch für das Pfauentheater gilt seiner Ansicht nach: «Die Nutzung muss sich dem Gebäude anpassen. Nicht umgekehrt. Der historische Saal vermag weitaus besser an die Geschichte zu erinnern als ein Neubau.» Die Erinnerung an die historischen Ereignisse erachtet er aktuell als noch viel wichtiger als vor 10 oder 20 Jahren, weil damit für die nächste Generation eine wesentliche Grundlage geschaffen werde. Hinsichtlich der Platzprobleme könne man überlegen, ob mit dem Repertoiretheater wirklich jeden Tag ein anderes Stück aufgeführt werden müsse. Der Unterricht eines fantasielosen Lehrers verbessere sich nicht durch moderne Architektur. Umgekehrt sei gutes Theater ohne ultramodernste Renovation bestens möglich. Überdies verfüge der Pfauen über einen gewissen Charme. Beinahe begeistert äussert sich Rappaport über das Kongresshaus mit der Tonhalle: Ein neues Kongresszentrum wurde durch die Volksabstimmung abgelehnt. Die Lösungen, die daraufhin mit der Instandsetzung der bestehenden Strukturen und Räume gefunden werden konnten, seien «bestens gelungen».

Unbegreiflich ist dem Historiker Jacques Picard, weshalb es notwendig sein soll, den historischen Pfauensaal abzureissen, um modernes Theater zu spielen. Er verweist ebenfalls auf den Schiffbau. Platzprobleme, winkt er ab, seien ein blosses Scheinargument, da technische Apparaturen eher kleiner denn grösser werden. Generell könnte der Saal vermehrt für Konferenzen und andere Aktivitäten genutzt werden. «Theater», fügt er hinzu, «kann man an den verschiedensten Orten machen.» Man könne sich auch ausserhalb eines Gebäudes bewegen. In der Politik und in der Gesellschaft rede man davon, wie wichtig es doch sei, materielles Kulturerbe zu erhalten. Picard fährt fort: «Man zeigt sich stolz auf die Emigranten. Dann geht man



dazu über, ausgerechnet den Ort, wo das geschah, worauf man eigentlich stolz sein könnte, zu zertrümmern. Das kommt mir vor wie eine Mentalität der Schweiz nach dem Zweiten Weltkrieg. Als ob sie sich, was Kulturerbe betrifft, im symbolischen Sinn gleichsam selber bombardieren will.»

Literaturexperte Charles Linsmayer lehnt den Abriss aus ähnlichen Gründen ab, ebenso wie Theater-Besucherin Susanne Braginsky, die findet: «Die alten Gemäuer muss man behalten. Rundum gibt es mit dem Kunsthaus genügend Neues.» Aber mit all den Corona-Problemen hält sie die Innenräume für überhaupt nicht zeitgemäss und für «sehr gewagt». Sie lenkt das Augenmerk auf die viel zu engen Sicherheitsverhältnisse insbesondere aussen, vor dem Haupteingang mit dem allzu nahen Verkehr.

Die historischen Argumente kennt das kürzlich zurückgetretene Gemeinderatsmitglied Pawel Silberring (SP) selbstverständlich. Er befürchtet aber, dass mit dem Erhalt des Pfauensaals nur eine beschränkte Auswahl an Stücken aufgeführt werden könnte und dass deshalb Theaterschaffende nicht zu diesem Theater wollten. Darum, warnt er, «wird es ein Ort sein wie ein Museum. Das käme der Sache nicht gerecht.»

Wie Ronny Siev im Gemeinderat abstimmen wird, weiss er noch nicht. Persönlich favorisiere er den Erhalt der Pfauenbühne. Dennoch werde er sich, gemäss dem üblichen Prozedere, nach der internen Diskussion der Mehrheit der Fraktion anschliessen.

Die Autorin hat die Initiative zur Rettung des Pfauen unterzeichnet. ●

«Man zeigt sich stolz auf die Emigranten. Dann geht man dazu über, ausgerechnet den Ort, wo das geschah, worauf man eigentlich stolz sein könnte, zu zertrümmern.»

«Unbestritten ist, dass das geschichtsträchtige Gebäude technischer und baulicher Erneuerungen bedarf.»



**Um die legendäre
Pfauenbühne am
Schauspielhaus Zürich
ist eine heftige Debatte
um Erhalt oder Abriss
entbrannt.**

«In der Politik und in der
Gesellschaft redet man davon,
wie wichtig es ist, materielles
Kulturerbe zu erhalten.»